

Interview

„Kooperationen sind elementar“ – Großwohnsiedlungen als Ankunftsquartiere

Ein Interview mit Isabella Cassandra Schmitt über Quartiere im Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf

Isabella Cassandra Schmitt ist Verfasserin einer Masterarbeit zum Thema „Großwohnsiedlungen als Ankunftsquartiere? Eine Untersuchung in zwei Planungsräumen in Marzahn-Hellersdorf“. Hier wurden Akteure aus der Wohnungswirtschaft, der Senats- und Bezirksebene sowie aus Einrichtungen vor Ort zum Thema Ankunft und Nachbarschaft in den Großwohnsiedlungen (GWS) in Marzahn-Hellersdorf befragt. Die Untersuchung fokussiert dabei die Planungsräume „Neue Grottkauer Straße/Gelbes Viertel“ und „Boulevard Kastanienallee“ in Hellersdorf. Mit Isabella Cassandra Schmitt sprach unser vhw-Mitarbeiter Jannis Willim.

**Isabella Cassandra Schmitt**

Isabella Cassandra Schmitt (* Berlin), seit 2018 Mitarbeiterin im Büro *stadt.menschen.berlin*. Unter anderem aktiv im nachbarschaftlichen Projekt „Wir im Gelben Viertel“, ein Projekt des Landesprogramms „Stärkung Berliner Großsiedlungen“, das seit Januar 2021 im Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf läuft, durch das Bezirksamt beauftragt wurde und voraussichtlich bis Ende 2023 angesetzt ist.

Jannis Willim: Was wird in der wissenschaftlichen Literatur unter dem Stichwort „Ankunftsquartier“ verstanden?

Isabella Cassandra Schmitt: Ein Ankunftsraum ist in besonderer Form durch internationale Migrationsprozesse gekennzeichnet, ist ein Ort der Erstintegration und eigentlich eine Basis zum sozialen Aufstieg. Ankommende finden hier also ihre erste Wohnung oder Unterkunft in der Ankunftsstadt. Meist sind diese Orte durch hohe Fluktuation gekennzeichnet, aber einige Ankommende bleiben auch länger an diesen Orten. Für gewöhnlich sind sogenannte Gelegenheitsstrukturen für die Ankommenden zu finden, damit die Menschen einen möglichst guten Start für das Leben in dem Quartier und in der Stadt haben. Das können robuste Infrastrukturen, wie eine einladende Gestaltung des öffentlichen Raums oder eine verkehrliche Anbindung, sein. Oder fluide Infrastrukturen, wie (migrantisch selbst organisierte) Angebote und Netzwerke oder durch die Kommune bereitgestellte Orientierungshilfen, wie Verweisberatungen

oder ähnliches für die Ankommenden im Gebiet. Oft weisen diese Orte auch Möglichkeiten zur (informellen) Beschäftigung auf und bieten dementsprechend sowohl Anschluss- als auch Arbeitsmöglichkeiten. Es geht bei den Ankunftsquartieren also darum, wie sich der Ankommensprozess an dem neuen Wohnort gestaltet, ob entsprechende „arrival infrastructures“ gegeben und „arrival brokers“, die eine Ankunft unterstützen, vor Ort sind. In der Literatur wurde herausgearbeitet, dass sich die Ankunftsquartiere heute von der Innenstadt (Berliner Beispiel: Neuköllner Sonnenallee) durch gesteuerte Mechanismen immer öfter an den Stadtrand bewegen.

J.W.: Wer kommt eigentlich aktuell in den GWS in Marzahn-Hellersdorf an?

I.K.S.: Im Kontext meiner Untersuchung bzw. dieses Gesprächs geht es dabei vorrangig um Geflüchtete (insbesondere aus arabischen Ländern, aber jetzt sehr wahrscheinlich vermehrt auch aus der Ukraine), aber gleichzeitig gibt es seit einigen Jahren unterschiedlichste Ankommen von sozial benachteiligten Gruppen mit verschiedensten Hintergründen, die oftmals aus der Innenstadt an den Stadtrand gedrängt werden. Es kommen auch Familiennachzüglerinnen und -nachzügler von beispielsweise Menschen aus der ehemaligen Sowjetunion in dem Bezirk an, was nicht vergessen werden darf.

J.W.: Wie unterscheidet sich das Ankommen in „klassischen“ Ankunftsquartieren von jenem in peripheren Großwohnsiedlungen, und was sind Gründe dafür?

I.K.S.: Der größte Unterschied ist für mich, dass es erst mal meist (noch) keine freiwilligen Entscheidungen der Menschen sind, die in den GWS ankommen. Die peripheren GWS unterscheiden sich in ihrer Siedlungsstruktur in verschie-



denen Stadtgebieten und damit unterscheidet sich ggf. auch das Ankommen. Und ich möchte an der Stelle die GWS überhaupt nicht schlechtreden! Auch diese bieten diverse Qualitäten, und einige Bewohnerinnen und Bewohner, mit denen wir geredet haben, möchten ihren Wohnort nicht tauschen. Die Situation rund um die öffentlichen Räume unterscheidet sich sehr von der in klassischen Ankunftsquartieren. In den GWS am Berliner Stadtrand gibt es Parks, Brachflächen sowie ausgestaltete Grünräume in allen Innenhöfen, diese Weitläufigkeit und Ruhe wird von vielen geschätzt und kann sicherlich angenehm für das Ankommen sein.

Das Ankommen unterscheidet sich aber auch sicherlich hinsichtlich der Bewohnerstruktur, die in vielen klassischen Ankunftsquartieren bereits bei der Ankunft sehr divers ist. In den GWS in Marzahn-Hellersdorf sind erst in den jüngsten Jahren so viele neue Menschen mit Migrationshintergrund hinzugezogen, was die geschichtliche Veränderung des Bezirks prägt. Davor waren die Gebiete der GWS zum großen Teil von Menschen aus der ehemaligen DDR, vielen Menschen aus Gebieten der ehemaligen Sowjetunion oder teils mit vietnamesischem Hintergrund bewohnt, wobei viele auch weiterhin Wohnungen vor Ort beziehen.

Ankommen unterscheidet sich darüber hinaus in GWS auch, da viele Strukturen für die Ankommenden in den GWS am Stadtrand erst aufgebaut und ausprobiert werden müssen und es gleichzeitig einen gewissen Nutzungsdruck auf vorhandene Infrastrukturen durch den Bevölkerungszuwachs gibt, der sich in den nächsten Jahren intensiviert. In klassischen Ankunftsgebieten gibt es den sicherlich auch, aber dort sind verschiedene Strukturen für die Ankommenden bereits seit Jahren gegeben, und dadurch ist es oftmals einfacher, zum Beispiel in Netzwerkstrukturen Fuß zu fassen. Beim Thema Communitybuilding gibt es etwa noch einen großen Unterschied zu klassischen Ankunftsquartieren.

J.W.: Welche Rolle spielen die lokalen Kooperationsbeziehungen in Bezirk und Quartier?



Abb. 1: Immer im Gleichgewicht bleiben! – Hochhauskulptur in Marzahn-Hellersdorf (Foto: Jost)

I.K.S.: Die Ankommenden werden im Bezirk und im Quartier bereits heute durch wichtige Orientierungsstrukturen unterstützt, die bezirklich organisiert, aber in verschiedenen Planungsräumen auf Quartiers- oder Bezirksebene ausgeführt werden, wie es in Gebieten in der Innenstadt auch der Fall ist. Das können Sprach- oder nachbarschaftliche Angebote sein. Soweit die Quartiere durch bezirkliche Finanzierung die Möglichkeiten haben, können das auch Kooperationen des Bezirks und Einrichtungen in den Gebieten sein, um zum Beispiel kleinräumige Umgestaltungen von Quartiersbereichen mit den Bewohnerinnen und Bewohnern zu planen. Ich denke, insgesamt läuft es an der Peripherie ähnlich wie in der Innenstadt ab.

J.W.: Und wenn man die rahmengebenden Faktoren auf gesamtstädtischer Ebene in den Blick nimmt?

I.K.S.: Durch die bestehenden, rahmengebenden Faktoren gestaltet sich das Ankommen in einem Quartier in einer GWS in Hellersdorf völlig anders, muss aber per se nicht schlechter sein als das Ankommen in der Innenstadt. Vor ein paar Jahren noch waren viele Gruppen von Menschen, die in Quartieren des Bezirks ankamen, völlig fremd. Noch heute hat Marzahn-Hellersdorf nach Treptow-Köpenick den geringsten Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund, aber der Bezirk erfährt seit einigen Jahren den höchsten Zuwachs durch diese Menschen. Heute sind die Quartiere durch die Steuerung der Stadt und der Wohnungswirtschaft bunt durchmischt, wie auch viele klassische Ankunftsquartiere in Innenstädten. Einige Aspekte sind in vielen Quartieren der GWS jedoch grundlegend anders. Das betrifft die Wohnungsbestände, die oft in städtischer bzw. genossenschaftlicher Hand liegen und sich somit in vielen Quartieren eine übersichtliche Eigentümerstruktur findet, die auch in Hinblick auf Kooperationsmöglichkeiten und Aushandlungsprozesse begünstigend sein kann.

Auch betrifft das den wirtschaftlichen Faktor mit gewerblichen Nutzungen, der in den GWS am Stadtrand im Grundsatz deutlich gebremster als in klassischen Ankunftsquartieren und vielen Innenstadtgebieten ist. Dazu kommt, dass in GWS (noch) viel Platz ist und sich die Bewohner daher in den kommenden Jahren durch den Bevölkerungszuwachs auf weitreichende infrastrukturelle Anpassungen, an verschiedene Bedürfnisse gerichtet, einstellen (müssen).

J.W.: Welche Potenziale hat das Land Berlin bei der Steuerung der Unterbringung und Versorgung Geflüchteter in Großwohnsiedlungen, die bisher unangetastet bleiben?

I.K.S.: Ich denke dabei immer als Erstes daran, dass auch in den GWS am Stadtrand, obwohl aktuell noch „relativ viel Platz“ vorhanden ist, in den nächsten Jahren immer mehr gebaut wird. Das betrifft nicht nur Wohnungen oder Unterkünfte für Geflüchtete, sondern natürlich auch den Ausbau der entsprechenden Infrastruktur, wie Schulen oder Kitas,

die wiederum Freiflächen schwinden lassen, aber natürlich gebaut werden müssen, wenn dort so viele Menschen hinzuziehen. An dieser Stelle hat die Stadt die Chance, die in den Quartieren Lebenden wirklich aktiv in die anstehenden infrastrukturellen Veränderungen miteinzubeziehen. Und gleichzeitig besteht jetzt die Chance, die Menschen ihre Freiräume oder Brachflächen selbst aktiv gestalten zu lassen.

Potenziale bei der Versorgung Geflüchteter könnte man auch in dem Ausbau von Räumen zur Begegnung sehen. Soweit ich das mitbekommen habe, werden in den Neubauten am Stadtrand bereits Gemeinschaftsräume in die Wohnhäuser integriert. Vielleicht können in den kommenden Jahren aber doch noch Möglichkeiten gefunden werden, in Teilen der bestehenden Innenhöfe mehr solcher Räume zu errichten, um eben wirklich Orte des Zusammenkommens in den GWS zu schaffen. Das bietet sicherlich auch Potenziale zum Entgegenwirken einer sozialen Distanz der Bewohner, die in vielen GWS wahrgenommen wird.

Potenziale für die Unterbringung wären aber grundsätzlich eine ausgeglichene Verteilung der Unterkünfte auf verschiedene Stadtbezirke, allein schon, um Überlastungen in Hinblick auf Wohnraum und Konkurrenzen um Infrastrukturen in bestimmten Siedlungen oder Stadtbezirken zu vermeiden. Dabei kann als Potenzial in den GWS auch die Etablierung von nachbarschaftlichen Orten gesehen werden. Hier könnten die Bedarfe verschiedener Nutzergruppen abgedeckt werden – zum Beispiel eine zukünftige Schule, die dabei gleichzeitig von den Bewohnern als Zentrum des Quartiers dient, in der Sprachkurse, Kochkurse usw. stattfinden.



Abb. 2: Sommerfest 2021 im Gelben Viertel [Foto: stadt.menschen.berlin]

J.W.: Welche Rolle spielen die Wohnungsunternehmen als Kooperationspartner, und mit wem wird kooperiert?

I.K.S.: Die Wohnungsunternehmen spielen bei der Entwicklung der Quartiere eine maßgebliche Rolle, da sie entscheiden, wie sich die Quartiere in der Bewohnerstruktur zusammensetzen. Es geht den Wohnungsunternehmen

dabei darum, dass alle Bewohner mindestens „friedlich“ nebeneinander leben können. Dafür tut die Wohnungswirtschaft viel. Zum Beispiel in den Innenhöfen der Wohnblöcke: Dadurch, dass wieder mehr Kinder in den Quartieren, und insbesondere im Untersuchungsgebiet, leben, wurden die Spielplätze der Innenhöfe ausgestaltet und erneuert, wobei sich dort heute auch eine Wiederbelebung durch die Familien zeigt.

Kooperationen zwischen Wohnungswirtschaft und Verwaltung bestehen dort seit vielen Jahren. Es gibt auch Kooperationen der Wohnungswirtschaft mit einzelnen Projekten in den Quartieren. Zum Beispiel die Kooperation des Projekts „Wir im Gelben Viertel“ mit der Wohnungswirtschaft. Das kann zum Beispiel helfen, wenn kleinere Aktionen des nachbarschaftlichen Projekts in den Innenhöfen stattfinden sollen. Oder bei größeren Events, wie einem Sommerfest, können Wohnungsbauunternehmen Öffentlichkeitsarbeit leisten oder sich aktiv am Fest beteiligen.

J.W.: ... zum Beispiel beim Thema Gewerbeentwicklung und Einbindung migrantischer Ökonomien?

I.K.S.: Sehr wichtige und spannende Frage in Bezug auf Ankunftsquartiere! An der Stelle kann erst mal festgehalten werden, dass migrantische Ökonomien im Bezirk schon nach und nach entstehen. In Hinblick auf eine Vielfalt, die vergleichbar mit Innenstadtquartieren wäre, muss dort in den nächsten Jahren aber noch einiges passieren. Die Situation in den untersuchten Planungsräumen „Neue Grottkauer Straße/Gelbes Viertel“ und „Boulevard Kastanienallee“ ist kurz zusammengefasst folgende: Einmal gibt es Zentrenkonzepte, die festgelegte Bereiche in GWS als Zentren festsetzen. Und daher darf in anderen Gebieten entsprechend keine Vielzahl an Geschäften, Cafés oder Restaurants öffnen. In manchen Ecken der GWS gibt es so gut wie keine. Das liegt sicherlich auch darin begründet, dass die Kaufkraft der Menschen in vielen GWS nicht stark genug ist, um solch ein Café oder ähnliches dauerhaft zu betreiben. Das zeigt sich in vielen leerstehenden Geschäftsflächen der GWS, die für gewerbliche Nutzungen vorgesehen sind. Oftmals sind diese Flächen in der Hand der Wohnungsbauunternehmen oder teilweise in privatwirtschaftlichem Besitz. Die Menschen, mit denen wir im Gebiet sprechen, würden sich oft sehr über eine Gewerbeentwicklung weg vom Leerstand freuen. Sicherlich auch die Ankommenden, da migrantische Ökonomien in Ankunftsquartieren unerlässlich sind.

Während die Wohnungswirtschaft sich in Bezug auf eine Weiterentwicklung der gewerblichen Nutzung eher verhalten geäußert hat, gehen der Bezirk und der Senat davon aus, dass diese mit der Zeit entstehen wird.

In Ankunftsquartieren finden sich für gewöhnlich religiöse Einrichtungen für die Ankommenden. Die nächste Moschee ist vom Untersuchungsgebiet allerdings um die acht Kilometer entfernt!



Abb. 3: Ladenleerstand auf dem Boulevard Kastanienallee (Foto: stadt.menschen.berlin)

J.W.: Wie sehen die Unterschiede zwischen privaten und städtischen Wohnungsunternehmen in der Praxis aus?

I.K.S.: In dem Gebiet, in dem wir uns mit unserem Projekt bewegen, finden wir nur genossenschaftliche und kommunale Wohnungsbauunternehmen, wie die Stadt und Land, vor. Das könnte auch ein Sonderfall in den GWS in Hellersdorf sein. Was ich aber bemerke, ist, dass die städtischen Wohnungsunternehmen und die Genossenschaften ihre Bestände in Hellersdorf im Außenbereich und an den Fassaden sehr pflegen. Viele Fassaden sind erneuert, die Innenhöfe sind gepflegt und in meinen Augen liegt im Raum um den Boulevard Kastanienallee und dem Gelben Viertel auch lange nicht so viel Müll wie in vielen Innenstadtbereichen.

J.W.: Welche Rolle spielen Räume, Netzwerke und Gremien der Kooperation und Mitbestimmung bei der Herstellung eines Ankunftsquartiers? Wie würdest du die Rolle der Wohnungswirtschaft darin beschreiben?

I.K.S.: Die Rolle der Räume, Netzwerke und Gremien ist für ein Ankunftsquartier eine besondere. Die sogenannten „arrival brokers“ unterstützen die Ankommenden bei ihren ersten Aktivitäten in den Quartieren. Im Idealfall werden die Ankommenden, ob aus Wohnungen oder Unterkünften, direkt abgeholt und zu verschiedenen Netzwerken oder Orten geführt. Dafür braucht es das Engagement aller Projekte vor Ort. Ich habe manchmal das Gefühl, und das besprechen wir im Quartier auch, dass viele Menschen die Angebotsvielfalt in dem Bezirk nicht kennen oder nutzen.

Netzwerke verschiedener Communitys sind bei der Herausbildung von Ankunftsquartieren natürlich elementar. Dabei geht es auch viel darum, Netzwerke außerhalb der Unter-

künfte zu etablieren, da für viele ja die Situation besteht, in den Quartieren auf lange Sicht zu bleiben und dort im Anschluss an die Unterkunft eine Wohnung zu finden. Dafür sollte im Idealfall der bürokratische Aufwand zum Aufbau neuer Projekte reduziert werden, damit Ankommenden die Chance zum Gründen eines Netzwerkes oder ähnlichem eröffnet wird. Die Wohnungswirtschaft kann dabei einen Beitrag in der Bereitstellung von Räumen leisten oder sich bei Festen einbringen.

J.W.: Welche Bedeutung misst du den Kooperationen in Ankunftsquartieren im Kontext des Anpassungsdrucks an den Klimawandel sowie den Herausforderungen verstärkter Fluchtbewegungen zu?

I.K.S.: Der wichtigste Baustein für künftige Kooperationen sind die Betroffenen. Es ist einfach das Wichtigste, dass die Menschen, die in den Quartieren leben, bei bezirklichen oder wohnungswirtschaftlichen Entscheidungen berücksichtigt werden, und das soll nicht nur in Konzepten stehen. Die neuen und langjährigen Bewohnerinnen und Bewohner sollten aktiv an den Veränderungen teilhaben können und damit direkt über Veränderungen informiert sein.

Wie schon erwähnt: Die Kooperationen zwischen Wohnungswirtschaft und Verwaltungsebenen bestehen schon lange. Es geht, glaube ich, wirklich darum, Kooperationen in spezifischen Bereichen zu stärken und Arbeitsgruppen mit dahingehend ausgebildeten Menschen zu etablieren. Und an der Stelle braucht es mindestens Vermittelnde, die Informationen der rahmengebenden Verwaltung und Wohnungswirtschaft an die Bewohnerinnen und Bewohner in den einzelnen Quartieren von Beginn an tragen. Ansonsten liegt es auf der Hand, dass Menschen sich in den Quartieren eventuell unwohl fühlen könnten und wegziehen möchten, daher: Kooperationen sind elementar. Klimaanpassungen rücken aktuell stärker in den Fokus. Wichtig ist dabei, dass es gelingt, mehr als nur Aktivisten, Eigentümer und Verwaltungen an einen Tisch zu bringen. Konkret scheint das gerade in Hellersdorf zu gelingen. „Wasser zu Baum“ ist ein Projekt, an dem auch Nachbarschaft mitwirkt.

J.W.: Isabella, ich danke dir für das Gespräch.